

Aus dem Erlebnis entsteht Bildung

Erlebnispädagogische Lernangebote sprechen Kopf, Herz und Hand gleichermaßen an: Sie fordern Problemlösefähigkeiten heraus, berühren emotional und sind verhaltensbezogen – ein ganzheitlicher Ansatz, der also nicht nur kognitive Lernarrangements berücksichtigt. Janne Fengler, Leiterin des Instituts für Kindheitspädagogik, verrät, was Ziele der Erlebnispädagogik sind und wie Eltern und Pädagogen die Wahrnehmung von Kindern mit allen Sinnen fördern können.



Frau Fengler, was wird denn überhaupt unter einem „Erlebnis“ verstanden?

Den Begriff „Erlebnis“ versteht man gut in Abgrenzung zu dem der Erfahrung. Die Erfahrung wird dabei als das Überdauernde verstanden: Alles ist Erfahrung, und so, wie man nach Paul Watzlawick nicht nicht kommunizieren kann, kann man nicht nicht Erfahrung machen. Das Erlebnis tritt aus dem Erfahrungsstrom hervor. Es gilt als einmalig, nicht wiederholbar und vollständig subjektiv. In der Erlebnispädagogik geht man davon aus, dass Erlebnisse besondere Potenziale als Bildungswert enthalten, wenn sie unter umsichtiger Begleitung ermöglicht werden.

Worum geht es in der Erlebnispädagogik genauer und welche Ziele hat sie?

In der Erlebnispädagogik wird das Erlebnis zum Ausgangspunkt für Lern- und Bildungsprozesse. Dieses Lernangebot, das ganz unmittelbar durch den Ernstcharakter der Situation Kopf, Hand und Herz anspricht, soll eine Verbindung zu inneren Lernbereitschaften und -zielen schaffen. Die Settings, damit sind spezifische Lernumgebungen gemeint, werden unter Nutzung von Strukturähnlichkeiten zwischen Lebenswelt und Lernfeld passgenau gestaltet. Dies lässt sich auch mit sprachlichen Redewendungen nachvollziehen, die das implizite Wissen von solchen Lernvorgängen veranschaulichen: Beim Kanufahren geht es darum zu spüren „dass alle in einem Boot sitzen“ – dass alle also den gleichen Bedingungen ausgesetzt sind – und nur die

gemeinsam koordinierte Anstrengung zielführend ist. Lernziele der Erlebnispädagogik können schwerpunktmäßig auf individueller Ebene oder auf Gruppenebene liegen, also die Steigerung von Selbstwirksamkeitserwartungen oder die Verbesserung im Umgang mit Diversität zum Ziel haben.

Wie werden die Sinne in der Erlebnispädagogik berücksichtigt?

Die Erlebnispädagogik beginnt im konkreten Tun, vor allem mit sportlichen Aktivitäten in der Natur. Hier können wir gut an Alltagserfahrung anknüpfen: Der Marathonläufer scheint „automatisch“ etwas darüber zu lernen, etwas „durchzuziehen“ und der Kletterer etwas darüber, wie es ist, sich in die durch den Partner gewährleistetete Sicherung „fallen zu lassen“. Hier sind die Sinne – die Körpererfahrung, die körperliche Beanspruchung – zentral beteiligt. Allerdings: Das Körperliche mag ein starker Impulsgeber sein, aber Gefühle und Gedanken schwingen natürlich immer mit. Die Erlebnispädagogik versteht sich als reformpädagogischer Ansatz und realisiert den dort historisch beheimateten Dreiklang von Kopf, Herz und Hand – das Ganzheitliche im Zugang also – sehr ausgeprägt.

Welche Rolle spielt die kognitive Verarbeitung des sinnlich Erlebten?

Nehmen wir eine Schulklasse beim Paddeln: Zunächst haben die Kleingruppen vielleicht Mühe, in einen gemeinsamen

Rhythmus zu kommen. Das Steuern klappt nicht, die Kanus geraten von einer Stromschnelle in die andere. Irgendwann stellt sich aus dem konkreten Tun heraus, mit „try and error“, die Erkenntnis ein, dass es funktioniert, wenn der Einsatz aller Kräfte im Team koordiniert geschieht. Augenzwinkernd können wir sagen: „Die Stromschnelle spricht für sich – und deutlich eindrücklicher als jede pädagogische Kommentierung.“ Interessant ist nun, was neben einer eindrücklichen Outdoor-Erfahrung bleibt: Wird die Gruppe – zurück an ihrer Schule – diese Teamfähigkeit „automatisch“ wieder aufrufen? Oder war diese Gruppenenerfahrung nur unter den bestimmten Bedingungen der pädagogisch arrangierten Situation möglich? In der Geschichte der Erlebnispädagogik wurde viel über die Rolle der Kognition diskutiert: Ist der Weg über die Reflexion der beste Schritt, um solche Erfahrungen in den eigenen Alltag übertragen zu können? Man differenziert das je nach Zielgruppe und Lernanliegen und natürlich je nach Situation, aber übergreifend wird der altersangemessenen Reflexion neben der passgenauen Gestaltung von Programmen heute ein hoher Stellenwert beigegeben.

Wie kann der erlebnispädagogische Ansatz erfolgreich im institutionellen Bereich angewandt werden?

In der Didaktik gibt es zwei große Ansätze: den deduktiven und den induktiven. Der deduktive meint den Weg vom Abstrakten zum Konkreten. Der induktive Ansatz geht vom Konkreten aus und mündet im Regelhaften. Die Erlebnispädagogik arbeitet überwiegend induktiv. Wenn Kindern Aufbau und Beschaffenheit von Blumen auf der Sommerwiese vermittelt werden sollen, gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder man zeigt ihnen die Pflanzenanatomie zunächst anhand von Schautafeln und geht anschließend auf die Wiese. Oder umgekehrt: Erst Sommerwiese, dann Klassenzimmer mit Systematiken.

Was können Eltern tun, um die Wahrnehmung mit allen Sinnen ihrer Kinder zu fördern?

Folgerichtig ist die Schaffung von Lernangeboten zu empfehlen, die ganzheitlich



Kopf, Hand und Herz ansprechen – für Bildungserfolge im Sinne der sogenannten klassischen Bildung, aber auch im Sinne der Persönlichkeitsbildung. Auch bei vorgeplanten Angeboten ist zunächst offen, ob diese von den Kindern und Jugendlichen äußerlich und innerlich so angenommen werden, dass der gewünschte Lerneffekt entsteht. Deshalb ist es wichtig, auch ihre Erlebensfähigkeit zu fördern: Die Fähigkeit, mit sich selbst in Resonanz zu stehen und Erlebnisangebote so aufgreifen zu können, dass sie der eigenen Weiterentwicklung dienen – statt dass diese nur „vorbeirauschen“. Dazu kann man Kinder ermuntern, indem man ihnen vorlebt, in sich hineinzuhören: Was macht mir wirklich Spaß? Woran merke ich das? Was kann ich schon gut und was will ich verbessern? Welchen Grad von Herausforderung wünsche ich mir? So lernen Kinder über Zeit immer besser, mit sich selbst in Kontakt zu sein. Sie ler-

nen auch, Erlebnisse gezielt auszuwählen und diese so zu „durchleben“, dass sie daran wachsen können.

Inwiefern macht die Reihenfolge einen Unterschied?

Man könnte im ersten Moment annehmen, die Reihenfolge sei nicht so relevant. Doch im ersten Fall strukturiert das Schema im Kopf die Wahrnehmung: „Im Unterricht habe ich gelernt, dass es Staubblätter gibt, also suche ich auf der Wiese danach.“ Beim zweiten Ansatz nehmen Kinder die Beschaffenheit der Blumen mit hoher Wahrscheinlichkeit zunächst stärker ganzheitlich und sinnlich wahr; sie sind mehr explorierend unterwegs und blicken mehr nach „links und rechts“. Ein gut balancierter Wechsel zwischen Konkretisierung und Abstraktion unter Einbeziehung der Selbsterfahrung ist ein Zugang, den die Erlebnispädagogik in besonderer Weise weiterentwickelt hat und der sich sehr gut in die klassische Pädagogik und Didaktik in vorschulischen, in schulischen und in außerschulischen Lernsettings integrieren lässt. ■ MG



Janne Fengler

Professorin für Kindheitspädagogik und Pädagogische Psychologie und Leiterin des Instituts für Kindheitspädagogik